

(Nachdruck verboten.)

## Das Verbrechen des Arztes.

24) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Guy durchschritt den Korridor. Da sah er Marguerite, die in dem alten Obstgarten lustwandelte. Eine Flut von Jugendlust weitete ihm die Brust. Der Hymnus der Liebe, die heilige Quelle aller Poesie, tönten in ihm. Das Leben begann aufs neue. Die Welt war eben erst erschaffen. Die Illusionen, die funkelnden Spiegelbilder, die immer wieder die Seelen umgestalteten, bewohnten sie wieder, und dieses herrliche Mädchen schien die mystische Blume der Schöpfung, die rätselhaft Lotusblume der alten Legenden.

Er näherte sich ihr in tiefer Befangenheit, während sie, ein wenig überrascht und beunruhigt, ihn mit einem unendlich reizenden Blinzeln der Augen herankommen sah.

„Lassen Sie sich ja nicht stören!“ rief er mit gehendster Scharmschönheit.

Da lachte sie beruhigt. Die Schönheit dieses Lachens durchdrang Guy, wie jene plötzlichen, herrlichen Düfte, die bei dem leichten Wehen des Morgenwindes die Welt durchströmen.

„Wenn Herr Dufrene heute abend noch herüberkommen könnte, so wäre es mir lieb. Wenn er aber zu müde ist, dann soll er ja nicht vor morgen früh kommen. Ich hoffte ihm zu begegnen.“

„Er hat sich etwas verspätet,“ antwortete sie. „Vielleicht wird er in wenigen Minuten hier sein.“

„Ich kann ja einige Minuten warten.“

Mit schüchternen Stimme fragte sie:

„Ich hoffe, Madame Herbeline ist wieder ganz wohl?“

„Sie schlief, als ich fortging . . . Es ist gar kein Grund zu Bejorgnis vorhanden.“

„Ach! um so besser!“ rief sie voller Freude.

Sie schwiegen. Guy fühlte sich so befangen wie ein Kind. Die besondere Befangenheit, die er sonst immer in Marguerites Gegenwart empfunden und die dem Bewußtsein seines Verbrechens entsprang, hatte ihn nie eingeschüchtert. Er wechselte mit dem jungen Mädchen, wenn er es allein oder in Gesellschaft traf, gewöhnlich einige gleichgültige Redensarten, die er nach seinem Gutdünken unterbrach. Noch vor einigen Tagen hätte er sich damit zufrieden gegeben, schweigend zu warten oder einige gleichgültige Fragen zu stellen. Aber heute war es ihm peinlich, daß er nichts zu sagen fand, und besonders erschien es ihm furchtbar schwer, natürlich zu bleiben.

Furcht, Sorge, Scham über sich selbst, er hatte all das bis zum äußersten empfunden, aber Schüchternheit nie — und diesem lähmenden Gefühl zu begegnen, das die Bewegungen steif macht und die Gedanken hindert, einander zu folgen, das war für diesen selbstischen, eigenwilligen Menschen eine unerträgliche Qual.

„Geben Sie jetzt gute Nächte?“ fragte er beinahe barsch, „keine Schlaflosigkeit mehr?“

„Nein, ich schlafe wieder ganz gut, besonders seit ich auf dem Lande bin.“

„Gehen Sie zeitig zu Bett?“

„Ich bin ja auch in der Pension nicht spät zu Bett gegangen. Ich glaube, was mich dort am Schlafen hinderte, war, daß ich nicht allein war! Ich finde, es liegt etwas Beunruhigendes in der Gegenwart anderer, die um einen herum schlafen. Manchmal wurde mir ganz schlecht dabei. Wenn ich so die steif daliegenden Körper unter den Decken sah, da hatte ich das Gefühl, als wäre ich unter lauter Toten. Und dann mag ich auch an die verschiedenen Ausatmungen nicht denken, die sich da vermischen. Ich finde, man muß die Menschen sehr lieb haben, mit denen man lange eine und dieselbe Luft atmen soll.“

„Es liegt schon etwas Wahres darin,“ sagte er mit einem halben Lächeln. „Zum Glück denkt man nur meistens nicht daran.“

„O, ich schon!“ entgegnete sie lebhaft. „Ich fühle den Atem der Menschen. In der Klasse und im Schlafsaal hatte ich sehr oft eine Art Erstickenanfall bei dem Gedanken an

all die Ausatmungen, die da durcheinanderkommen. Es ist ja auch im Grunde recht widerrätig, besonders im Winter, wenn alle Fenster geschlossen sind. Und dann schon alle diese Lebewesen, die da aneinander gedrängt sind — ich stelle mir dabei immer Ameisen vor, die unter einem Stein herumkrabbeln.“

„Sie sind also keine Freundin der Menge?“

„Sie macht mir Angst. So wie ich eine große Menschenmenge sehe, überkommt mich die Furcht, daß sie verrückt oder wütend werden könnte, oder beides zusammen . . .“

„Nur in allem genommen wäre es also Ihr Ideal, nur mit wenigen Menschen in Gemeinschaft zu leben?“

„Mein Ideal!“ wiederholte Marguerite mit einem leichten Seufzer. Ich brauche mir ja immer nur vorzustellen, daß ich immer so leben werde, wie ich hier lebe. Ich sehe nur Menschen, die ich lieb habe, ich atme nur die Luft, die über Bäume und Kräuter dahingestrichen ist. Mir fehlt eigentlich nichts, außer daß ich mich nützlich erweisen möchte. Das ist mein einziges Bedauern, fast ist es wie eine Angst, als wenn ich jemand bestehlen würde . . .“

Durch ihre silberhelle Stimme klang ein leiser Hauch von Melancholie, die das Herz Herbelines bis zur Exaltation bewegte. Er rief voll Feuer:

„Aber Sie sind ja erst sechzehn Jahre alt! Leben Sie doch! Wachsen Sie und entwickeln Sie sich wie diese Blumen und Blätter! Ist Ihr Vater nicht thätig? Können Sie nicht das Glück genießen, bis zu Ihrem zwanzigsten Jahre von der Arbeit Ihres Vaters zu leben?“

„Und wenn er krank werden sollte?“

„Er wird nicht krank werden. Er hat eine sehr gesunde Konstitution. Und wenn er krank werden sollte, glauben Sie, daß ich ihn verlassen würde?“

„Sie haben schon so viel für uns gethan!“ sagte sie und richtete einen zärtlichen Blick auf ihn, daß er vor Liebe vergehen zu müssen meinte.

„Ich habe gar nichts gethan,“ erwiderte er fast mit Enttäuschung. „Ihr Vater war für mich eine unvergleichliche Hilfskraft. Keiner anderer hätte mir solche Dienste leisten können; niemand hätte mir solches Vertrauen eingesöhnt, hätte mir die Ruhe gegeben, die mir erlaubte, mich einzig mit meiner Karriere zu beschäftigen, ohne jene hinzukommenden Sorgen zu haben, die am Leben nagen, die Gesundheit vernichten und oft die Verwirklichung dessen verhindern, was man am heißesten wünscht! Das, mein Kind, sind Dienste, die mit gar nichts entlohnt werden können, Lebensdienste, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ich hatte mich nicht nur für den Schuldner Ihres Vaters, sondern auch für den übrigen, und ich würde mich sehr verletzt fühlen, wenn es mir nicht erlaubt wäre, zu glauben, daß ich bis zu einem gewissen Maße auch für Ihre Zukunft würde sorgen dürfen.“

Sie sah ihn mit so gerührten, thränenfeuchten Blicken an, daß sie kein Wort erwidern konnte.

„Wie gut Sie sind,“ sagte sie nur.

„Der gütige Dieb!“ dachte er, während er sie voll Liebe betrachtete.

Und indem er einen etwas rauheren Ton anzuschlagen versuchte, sagte er:

„Ich bin kaum gerecht und billig.“

Wieder schwiegen sie beide. Herbelines Schüchternheit war verschwunden. Es verblieb in ihm nur eine ungeheure Kraft der Bewunderung, eine Zärtlichkeit, wie sie seine herbe Seele noch nie gekannt hatte. Im übrigen gar kein Begehren, keine unklare Empfindung, nichts als jene trügerische Anbetung, aus der die Illusion der platonischen Liebe entsteht ist. Sie, die im tiefsten Innern gerührt, fühlte ihr Herz erfüllt von einer großen und süßen Zuneigung für diesen Mann, eine jener Zuneigungen, die je nach dem Laufe der Ereignisse jede Gestalt annehmen können.

Sie sagte halblaut:

„Das alles ist kein Grund, daß ich mich nicht auch nützlich machen könnte.“

„Ist es der Wunsch, sich nützlich zu erweisen, oder das einfache Bedürfnis nach Arbeit, das Sie quält?“

„Ich beschäftige mich ja,“ sagte sie. „Aber wem nützt meine Arbeit?“

„Nützlich sein!“ flücherte er wie traurig verloren. „Wer

kann sagen, ob in Ihrem Alter nicht das bloße Glückseligsein nicht das Allernützlichste von der Welt ist! Sie haben noch einige dieser göttlichen Jahre vor sich, die zu opfern mir wie eine Art Profanation erscheint. Die Menschlichkeit sollte es fordern, daß die Jugend glücklich sei; gewiß nicht durch den Müßiggang und den Luxus, die die Quellen des ärgsten Unglücks, der Langeweile sind, aber durch die Entwicklung aller Eigenschaften, durch ein gesundes und kräftiges Wachstum. Uebrigens hasse ich das Opfern an sich; sich opfern heißt, sich dem Unglück ergeben, und sich dem Unglück ergeben heißt, sich das Ideal des Lebens zerstören, das strahlend und leuchtend sein soll! Und was das Nützlichsein betrifft, da müßte man doch erst fragen, wie man es sein soll! Die Arbeit?! Die Menschen kämpfen um die Arbeit wie die wilden Tiere um ein Stück Fleisch! Es giebt kein Feld, das die Konkurrenz nicht zum Elend machte; nicht einmal die Thätigkeit des Erfinders oder des Künstlers, deren Wege umstellt sind von andren Erfindern und Künstlern, die ihn hassen oder beneiden . . .

Er unterbrach sich und richtete seinen Blick nach der Tiefe des Obstgartens, über den sich die herrlichen Farben breiteten, die der Dämmerung vorangehen. Ein köstlicher Duft entströmte den Rosen und den glänzenden, fröhlichen Magnolien. Die Kirschbäume schienen ihre korallenroten Früchte in die Unendlichkeit hineinzustrecken. Man sah bis an die äußersten Grenzen des Horizonts Gesträuch, violett schimmerndes Gehölz, vielfarbige Gärten. Der Schmutz für ein blendendes Fest war fertig. Langgestreckte Wolken in Gestalt von Schiffen, Bergen und Vorgebirgen entwickelten sich in dieser Beleuchtung auf silbernem Grunde, schimmerten in allen Farben der Edelsteine und geschmolzenen Metalle, des Schwefels und des Purpurs.

(Fortsetzung folgt.)

## Johann Gottfried Herder.

In dem großen Zeitalter der deutschen Dichtung und Philosophie tritt uns der Mann, dessen hundertjähriger Todestag am 18. Dezember die Erinnerung nachruft, obwohl ihm selbst weder die individualisierende Gestaltungskraft des Dichters, noch das zergliedernde Denkvermögen des Philosophen in hohem Maß von der Natur beschieden war, als einer der fruchtbarsten, überall in die literarische Entwicklung jener Epoche eingreifenden und sie wiederpiegelnden Geister entgegen. Man hat gesagt, seiner Anlage und seinem Schaffen habe etwas Unruhiges, Fragmentarisches an. Was sein Landsmann Kant von Herders philosophischem Geschichtswerk schrieb: „es sei darin ein nicht lange verweilender, viel umfassender Blick, eine im Auffinden von Analogien fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber fühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühl und Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuten lassen, als fast Beurteilung wohl geradezu in demselben antreffen möchte.“ — lag in gewissem Sinne von Herders ganzem weitverzweigten Lebenswerke gelten. Er war weniger ein einheitlich formender, prägender, als ein die innere Ideenfülle im Drange des Gefühls unmittelbar ausströmender Geist. Aber wenn diese Art der „Fülle“, kritisch die Beweisraft des einzelnen abwägenden „Beurteilung“ bloßen bietet, ein warmer, befruchtender Hauch des Lebens ging von ihr aus. Sie war die freie Neugebungsform seiner unendlich feinfühlig und entzückend natürlichen, deren individueller Reichtum in systematisch gegliederten Gedankenreihen nie so erschöpfend sich hätte ausleben können.

Johann Gottfried Herder ist im Jahre 1744 in dem ostpreussischen Nleden Mohrungen als Sohn eines Kantors, eines früheren Webers, geboren. In dem einfachen Hause herrschte ein Geist patriarchalischer Frömmigkeit; Bibel und Gesangbuch waren die ersten Bücher, die der Knabe kennen lernte; mit unaussprechlicher Kraft prägten diese Eindrücke der weichgestimmten Indischen Seele sich ein. Seine große Begabung, sein brennender Wissensdurst erregten früh die Aufmerksamkeit. Er durfte die Lateinschule des Städtchens besuchen und ein alter Pfarrer nahm sich wohlwollend seiner an. Doch ein Besuch der Universität, ein Studium der Theologie, wie er es bei sich träumte, schien bei der Armut der Eltern fast unmöglich. Er sollte Handwerker werden und trat einstweilen bei einem schriftstellersnden Diakonus als Famulus und Abschreiber ein, ein Dienst, in dem er alle Bitternisse demütigender und hoffnungsloser Abhängigkeit durchzulosten hatte. Sehr möglich, daß dieser mächtig arbeitende Geist, ohne je sich zur Müde und zur Frucht zu erschließen, ohne der Welt ein Zeugnis zu hinterlassen der in ihm verborgenen, auf Entwicklung harrenden Kräfte, spurlos unter dem Drucke niedriger Alltagsmisere zerrieben worden wäre, wenn nicht der blinde Zufall helfend eingegriffen hätte. Ein russischer Regiments-Chirurgus, nach Mohrungen verschlagen, fand an dem frebsamen Jüngling solchen Gefallen, daß er sich erbot, ihn nach

Königsberg mitzunehmen und dort ein medizinisches Studium ihm zu ermöglichen. Herder griff mit beiden Händen zu. Die Chirurgie hielt ihn, da er zum Glück einen ausgesprochenen Mangel an Begabung für sie hatte, nicht lange auf. Es kam zum Bruche mit dem Gönner und Herder bahnte sich, nun einmal herausgerissen aus den engen Verhältnissen der Heimat, allein auf sich gestellt, den Weg zu selbstgesteckten Zielen. Theologie, Moral, Geschichte, Poesie zogen ihn am stärksten an. Die Vorlesungen Kants, der damals schon, lange vor seiner kritischen Philosophie mit dem dogmatischen Geist der herrschenden philosophischen Tradition gebrochen hatte und auf Hume, auf Rousseau, auf die Erfahrungswissenschaften seine Schüler hinwies, führten ihn in neue Interessen und Ideen ein. Die entscheidendsten Anregungen aber erhielt er im Umgange mit Hamann, dem „Magus des Nordens“, dessen vieldeutig dunkle Schriften auch auf den jungen Goethe so bedeutend eingewirkt haben. Die Betonung des Ursprünglichen gegenüber dem schulmäßig kultivierten, der in sinnlich anschaulichen Bildern lebenden und zu fühlenden Ahnungen sich erhebenden Phantasie gegenüber dem begrifflich abgeschlossenen Ausdruck, der Intuition gegenüber der verstandesmäßigen Aufklärung des Zeitalters, Hamanns ganze Geistesrichtung kam verwandten Stimmungen in Herders Seele entgegen. Durch Hamann wurde er mit den Dramen Shakespeares und dem Oßian bekannt, von ihm, der die Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts genannt, mag er den ersten Antriebe erhalten haben, dem eigenartigen Reiz des Volksliedes nachzuspüren. Ueberall hin in Herders späterem Wirken lassen sich Spuren dieses Einflusses verfolgen.

In Königsberg bereits hatte der kaum Zwanzigjährige, anknüpfend an die durch Lessings Mitarbeit berühmten „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“, allerhand Einfälle zum Zwecke der Selbsterleuchtung in literarisch kritischen Exkursen ausgehoben. Als er nach Beendigung seiner Studien eine Anstellung als Prediger und Kollaborator an der Domkirche zu Riga erhielt, gewann er Ruhe, das schnell hingeworfene gründlicher Durcharbeitung zu unterziehen. Im Jahre 1766 und 1767 erschienen seine Erstlingsarbeiten, die „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur“, und erregten sofort in weiten Kreisen Aufsehen. Während Lessings kritischen Untersuchungen doch immer die Idee allgemein gültiger, unabhängig von Zeit und Ort das künstlerische Schaffen beherrschender Gesetze vorgezeichnet hatte, hebt Herder demgegenüber — programmatisch für sein ganzes weiteres Schaffen — das Moment der historisch nationalen Bedingtheit aller Poesie mit besonderem Nachdruck hervor. Der Charakter der Dichtung in einem Volke hänge, so führt er aus, mit der Art seiner Sprache aufs innigste zusammen; und diese Bodenwichtigkeit aller echten Poesie, die Art, wie sich in ihr die natürlich-geistige Besonderheit der Völker widerspiegeln, lasse jeden Versuch der „Nachahmung“ fremder Litteraturen — auch der als klassisch gepriesenen griechisch-lateinischen Meister — kalt und frostig erscheinen. Die künstliche, naturverlassene Kopie werde hinter dem Original immer unendlich zurückbleiben. So müsse auch die deutsche Poesie sich auf das Eigene des Volkstums bestimmen, in der älteren deutschen Sprache und Litteratur werde sie eine Fülle noch kaum gehobener Schätze finden. An die „Fragmente“ schlossen sich die „Kritischen Wälder“, in denen der Verfasser unter anderm mit Lessings „Laokoön“ sich auseinandersetzt. Eine literarische Fehde, in die ihn diese Publikation verwickelte, und die gehäuften Pflichten des Amtes verleideten ihm das Leben in der entlegenen, engerstigen russischen Handelsstadt. Es drängte und trieb ihn in die weite Welt. Freunde streckten ihm die Mittel vor und so segelte er, gewaltige Pläne im Herzen, im Frühjahr 1769 von Riga nach Frankreich ab. Die Aufzeichnungen seines Reisetagebuches geben einen Begriff, was alles damals in ihm gärte. Er träumt sich als einen Reformator der Rigaischen Schule und Stadtverwaltung, als Berater der Kaiserin Katharina, der dem russischen Reiche eine neue Bildung bringen wird; psychologische Probleme, Entwürfe zu theologisch-historischen Abhandlungen drängen und wälzen sich in seinem Haupte, und als höchstes Ziel taucht die großartige Idee eines die Kulturgeschichte aller Völker und Zeiten umfassenden Werkes, einer „Universalgeschichte der Bildung der Welt“, vor dem Auge des Begeisterten auf.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Reichshaushalt.

Das Budget des Deutschen Reiches führt den offiziellen Namen: Reichshaushaltsetat. Wir verstehen darunter die als Norm für die Haushaltsführung alljährlich durch den Reichstag festgesetzte und vom Bundesrate gebilligte Uebersicht über die in der jeweilig bevorstehenden Finanzperiode beabsichtigten Ausgaben sowie der zu ihrer Deckung notwendigen Einnahmen. Eine solche Uebersicht ist zur ordnungsmäßigen Führung der Geschäfte unbedingt notwendig. Schon eine wenig umfangreiche Privatwirtschaft kann ohne einen verständigen Plan nicht bestehen; ein sorgfamer Hausvater wirtschaftet nicht ins Blaue hinein, sondern macht sich von Zeit zu Zeit klar, welche Anforderungen in der Zukunft an ihn heranreten werden und mit welchen Mitteln er ihnen gerecht werden kann. Schade nur, daß meistens so wenig vorhanden ist, womit man „haushalten“ könnte, und daß gar zu oft nur ein gähndes Loch im Geldbeutel den einzigen Posten im „Arbeiterbudget“ bildet. In dem Maße aber, wie die Wirtschaft des Staates an Umfang und Bedeutung die Wirt-

schaft einer einzelnen Familie überragt, wächst auch die Notwendigkeit ihrer planmäßigen Gestaltung und ihrer Kontrolle, die sich eng an das Budget anschließt. Das Rechnungswesen aller Ämter und Stellen im Staate stimmt mit dem formalen Aufbau und der Gliederung des Budgets überein, so daß aus den vorgelegten (Ab-)Rechnungen immer zu ersehen ist, ob und inwieweit die durch das Budget gegebenen Normen von der Verwaltung des Staates beachtet worden sind.

Nach seiner gewöhnlichen und aus dem Zwecke selbst sich ergebenden Gestaltung hat ein Budget drei Hauptteile: erstens den Etat der für die Staatszwecke im engeren Sinne zu machenden Ausgaben, zweitens den Etat der Einnahmen und drittens den Etat der Unkosten, d. h. der auf Erhebung, Verwaltung und Betrieb des Einnahmestats aufgewendeten Ausgaben. Dieser „Unkostenetat“ wird allerdings nur selten gesondert geführt; im Budget des Deutschen Reiches findet er sich beispielsweise nicht, da dieses ein sogenanntes Nettobudget ist. Von einem Nettobudget spricht man im Gegensatz zu einem Bruttobudget, als welches sämtliche Einnahmen und sämtliche Ausgaben, also auch die Verwaltungs- und Erhebungs-kosten der Einnahmen vorträgt. Beim Nettobudget sind dagegen diese Verwaltungs- und Erhebungskosten, die oft einen beträchtlichen Prozentsatz der Einnahmen ausmachen, von vornherein abgezogen. Das Deutsche Reich ist deshalb zum System des Nettobudgets — dem früher durchaus vorherrschenden — gekommen, weil die Erhebung der Reichsabgaben durch die Einzelstaaten geschieht, denen für diese Arbeit feste Prozente der Bruttoeinnahme zugesprochen sind, die gleich in ihren Kassen zurückbleiben. Nur die Zölle und die Salzsteuer haben die Einzelstaaten ohne Abzüge an die Reichshauptkasse abzuliefern. Hieraus ergibt sich schon, daß das Budget des Deutschen Reiches nur zweiteilig sein kann; es zerfällt in den Etat der Ausgaben und den der Einnahmen.

Aber viel wichtiger als diese selbstverständliche Einteilung ist eine andere, nämlich die Scheidung des ordentlichen und des außerordentlichen Budgets, die gleichermaßen auf der Ausgaben- wie auf der Einnahmensseite durchgeführt ist. „Wie jede Wirtschaft überhaupt, so haben auch der Staat und die öffentlichen Körper teils regelmäßig wiederkehrende, teils vorübergehende Bedürfnisse. Den gleichen Charakter zeigen auch die Einnahmen, sie sind teils dauernde, teils einmalige. Für den Staatshaushaltsetat hat sich daher die Notwendigkeit ergeben, je zwei Etats aufzustellen, von welchen der eine die regelmäßigen und periodischen Ausgaben und Einnahmen, der andere die vorübergehenden und unperiodischen vorträgt. Ersteren bezeichnet man als ordentliches, letzteren als außerordentliches Budget.“ (Hedel.) Diese Unterscheidung erscheint überaus einfach und klar, sie ergibt sich aus dem Wesen der Dinge sozusagen von selbst. Und doch gehört sowohl ihre prinzipielle Begründung, wie ihre praktische Durchführung zu den am heftigsten umstrittenen Fragen des Budgetrechts. Die Begriffe der regelmäßigen Wiederkehr und der Periodizität sind eben sehr vieldeutig, je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellt. Ein Beispiel mag uns das verdeutlichen: dem Reichstage wird sicherlich sehr bald eine Vorlage über die Neubewaffnung der Artillerie zugehen. Es handelt sich dabei vermutlich um etwa 200 Mill. Mark. In welchen Etat soll nun diese Summe eingestuft werden, in den ordentlichen oder in den außerordentlichen? Die einen werden sagen: natürlich in den außerordentlichen, denn die Neubewaffnung der Artillerie ist keine regelmäßig wiederkehrende Ausgabe; andere dagegen: gerade das Umgekehrte ist der Fall, noch werden die neuen Kanonen nicht fertig sein, dann sind sie wieder veraltet und von einem verbesserten Modell überholt; das lehrt uns die Erfahrung, daß solche Neubewaffnungen periodisch wiederkehren, sie gehören deshalb in den ordentlichen Etat. Die einen urteilen hier offenbar in Hinsicht auf das Budget des einzelnen Jahres, die andern in Hinsicht darauf, daß das Heerwesen eine dauernde Einrichtung ist, in deren Wesen von Zeit zu Zeit (d. h. periodisch) eine Neubewaffnung begründet ist. Professor Rehm macht neuerdings der Reichsregierung und dem Parlamente direkte Vorwürfe daraus, daß sie eine Reihe von ordentlichen Bedürfnissen, und zwar gerade zum Teil sehr kostspieligen, im Etat statt als ordentliche als außerordentliche behandelt haben; auch v. Mohr und Köppe urteilen so. Sie meinen, es entspräche dem Wesen des Budgets als einer Zusammenfassung, als einer Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staates, bei der Bemessung der Frage der regelmäßigen Wiederkehr den gesamten Verwaltungszweig als eine Einheit zu nehmen. Zum Beweise beruft sich Rehm darauf, daß sich im Etat bei einzelnen Verwaltungszweigen jedes Jahr ein im Verhältnis zum Ordinarium auffallend hohes Extraordinarium vorfinde. So stehen z. B. im Ordinarium des Reichsheeres in den letzten zwanzig Jahren an einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats 863 Millionen Mark, an einmaligen Ausgaben des außerordentlichen Etats 1558 Millionen Mark, durchschnittlich jährlich 121 Millionen Mark oder 20 Proz. des regulären Militäretats. Dadurch sei der Beweis geliefert, daß „vom Standpunkt der Militärverwaltung als eines Ganzen, als einer Gesamtheit betrachtet, ein großer Teil dieser als „einmalige Ausgaben“ bezeichneten Aufwendungen für das Heerwesen sich in Wahrheit als regelmäßig wiederkehrende Aufwendung erweist.“

Welche Bedeutung hat nun aber diese auf den ersten Blick vielleicht etwas schrullenhaft erscheinende Unterscheidung? Ausgaben des ordentlichen Etats werden aus regelmäßigen Einnahmen bezahlt, während dagegen alle Ausgaben des außerordentlichen Etats durch Anleihen gedeckt werden. Nach Artikel 73 der Verfassung des Deutschen Reiches darf die Aufnahme von Reichsanleihen nur ge-

sehen „im Falle eines außerordentlichen Bedürfnisses“. Wenn man nun den Darlegungen Rehms folgt und etwa zwei Drittel der oben erwähnten, als einmalige budgetierte, als regelmäßig wiederkehrende und deshalb als ordentliche Ausgaben des Militäretats anspricht, dann behauptet man damit nicht mehr und nicht weniger, als daß das Reich 1800 Millionen Mark Schulden zu Unrecht gemacht hat. Prüft man nach derselben Methode die Etats der anderen Verwaltungszweige durch, dann wird diese Summe wohl auf ungefähr 2500 Millionen Mark ansteigen. Von den rund 3000 Millionen Mark Schulden des Reiches blieben demnach als zu Recht kontrahiert nur etwa 500 Millionen. Wenn die Reichsregierung aber dennoch jene 2500 Millionen Mark dem Moloch des Militarismus und Marinismus hätte opfern gewollt, dann hätte sie durchschnittlich in den letzten zwanzig Jahren den ordentlichen Etat um 120 Millionen Mark erhöhen müssen, d. h. sie hätte entweder neue Steuern in der Höhe dieses Betrages fordern, oder die Einzelstaaten zu entsprechend größeren Matrikularbeiträgen heranziehen lassen müssen. Denn die Reichsverfassung giebt in ihrem Artikel 70 die klare Anweisung, daß die Unzulänglichkeit der Einnahmen des Reiches bei wachsenden ordentlichen Ausgaben durch stärkere Anziehung der Beitragspflicht der Einzelstaaten oder durch die Einführung von neuen Reichsteuern auszugleichen werden muß. In beiden Fällen wäre aber der Widerstand, auf den die Reichsregierung gestoßen sein würde, erheblich und kaum zu überwinden gewesen; während bei der beliebten Art der Budgetierung alles verhältnismäßig glatt ging — weil man einfach Schulden machte. Die Frage der Budgetierung ist also in Wirklichkeit eine politische Frage ersten Ranges. S.

## Kleines feuilleton.

— Sprichwörter der Oberlausitzer Wenden:

Die Thür zum Rechte ist für den Armen eng.

Wenn Sie sich bewölkt, sitzt Er schon da wie ein durchnähtes Hühnchen.

Er kann noch nicht zwei Zidel (junge Ziegen) hüten und will schon Haushalter sein.

Willst Du gern gelobt sein, brauchst Du nur zu sterben.

Ein einziger Streithammel bewirkt das ganze Dorf.

Der Sünden der Vornehmen werden vornehme Namen gegeben.

Eine versprochene Henne legt Dir noch keine Eier.

Die erste Liebe hat die längste Wurzel.

Das Versprechen hat einen Mund, das Geben eine Hand.

Die Zusage hat nur Weine, erst die Gabe hat Hände.

Alle Mädchen drehen sich gern um Bittver herum.

Alle Gejeze sind für die Herrschaften seidene Bettägen.

Drei Tage alte Pilze und drei Tage alte Kirmesgäste sind gleich angenehm.

Du brauchst nicht Deinen Rührlöffel in unsren Topf zu stecken. Bei der Schlägerei schonst der Reiche das Gesicht und der Arme die Kleidung.

In keinen Stiefeln geht sich besser als in Bräutigamsstiefeln.

Wo die Frau die Hosen an hat, läßt sich der Mann auch Käsetropfwasser (Buttermilch) gefallen.

Jede Spinnstube schwatzt von derselben Angelegenheit anders.

Der Atem bläst den Dudelsack auf, und der Stolz den dummen Gottlieb.

Wenn Du gegen den Wind spuckst, fliegt Dir der Speichel in's Gesicht.

Die Mistwagen müssen die Glaslutsche bezahlen.

Ein elender Fuchs, der nur ein einziges Loch hat.

Die Raupen im Kraute trinken die Sahne von der Milch ab.

Der Gans ist es einerlei, wer sie brät und ißt.

Wenn Du die Blumen schön haben willst, so stoehere nicht vor der Zeit in den Knospen.

Jeder Ziegenbock rühmt seinen Bart.

Ein schöner Apfel hängt über den Weg nicht lange.

Einen alten Hasen brauchst Du nicht zu lehren, ins Krautfeld zu gehen.

Ein dürrer Hund ist der ärgste Klaffer, wenn er sich satt gefressen hat.

Es ist nicht alles Butter, was aufgestrichen wird.

Aus Igelhäuten näht man keine Hemden.

Kein Hühnchen will vergeblich scharren.

Kein Bein auf der Welt, das über seinen Schatten springen könnte.

Ein alter Karren quatscht gern.

Je älter der Ochse, um so härter das Horn.

Was zu einer Geige nicht taugt, giebt vielleicht gute Stiele zum Arbeitsgerät.

Wenn die Stözer (Habichte) Landtag halten, wird es um das kleine Gebügel bald geschieden sein. —

(„Globus“, Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.)

k. Kaviar. Ueber die Kaviargewinnung veröffentlicht Bernhard v. Jünger in der Januarnummer von „Belhagens und Klafings Monatsheften“ eine Plauderei. Wir geben einiges von seinen Mitteilungen im Auszuge wieder. Der Kaviar ist bekanntlich Fischrogen; als Nitracaner Kaviar, von dem der Verfasser ausschließlich spricht, weil die übrigen Arten ihn nicht an Güte erreichen, stammt von verschiedenen Mitgliedern der Stör- und Hausenfamilie. Der vornehmste dieser Sippe ist der Beluga, ein Haien, der ein Gewicht von etwa 130 bis 192 Kilo erreicht ausnahmsweise aber auch bis 600 Kilo

schwer wird und etwa 10 Proz. seines Leibesgewichts an Roggen giebt. Ihm nächstwertet ist der Ostrova, ein großer Stör, der etwa 6 Kilo Kaviar, bisweilen aber auch das Doppelte liefert. Es folgt dann der Schebruga, der gewöhnliche Stör, der in weit größeren Mengen als seine Verwandten gefangen wird und je etwa 1 1/2 bis 4 Kilo Roggen liefert; dieser ist kleinförniger und weniger fett als der der erstgenannten Arten. Neuerdings kommt auch viel sogenannter Schippstaviar von Kasparfischen in den Handel, der meist lichter, weniger fein von Geschmack ist und vorzugsweise aus dem Süden des Kaspiischen Meeres stammt. Vielfach liest man auch von „Malosofstaviar“; es ist dies eigentlich keine besondere Sorte, sondern bedeutet nur, daß der Roggen schwach gesalzen ist. Die Fischezeit-Ansiedelungen befinden sich teils unmittelbar an der Küste des Kaspiischen Meeres, teils am Laufe der Wolga, in deren Verzweigungen und ihrem Delta. Dort hat sich ein buntes Völkergemisch, Russen, Kalmyden, Kirgisen, Perser und Tataren, zusammengefunden. Gefischt wird auf den ungeheuren Fischgründen des Kaspiischen Meeres während des ganzen Jahres mit einer Schonzeit im Juni und Juli, die seit diesem Jahre gesetzlich vorgeschrieben ist. Bei dem Hauptfang im Meere entfernen sich die Fischer bis zu 100 Meilen von der Küste, um ihre Fangnetze auszuliegen. Diese sind oft über einen Kilometer lang und tragen in kurzen Abständen an etwa ein Meter langen Striden Hunderte von starken, scharfgespitzten Angelhaken ohne Köder und werden von Korbschwimmern gehalten. Die Fischer fahren dann täglich oder je nach den Winden in Zwischenräumen von mehreren Tagen ihre Netze ab und holen die Fische ein, die sich in den Angelhaken fangen. Oft ist die Ernte recht dürftig und beträgt auf 40 bis 50 Fischleinen nur ein oder zwei Fische. Nur die geradezu ungeheure Zahl der ausgelegten Netze bringt schließlich doch den großen Gesamttertrag. In der Wolga wird, zumal im Frühjahr, wenn die Fische zum Laichen stromaufwärts ziehen, der Fang in Netzen mit oft recht reichem Ertrag betrieben.

Die Zubereitung des Roggens, seine Verwandlung in Kaviar, ist scheinbar eine sehr einfache Sache, verlangt aber doch eine eingehende Sachkenntnis und große Sorgfalt. Man unterscheidet dabei zwischen Preshlaviar, von dem in Rußland selbst gewaltige Quantitäten verbraucht werden, und dem Kaviar, „in lörmigen, rollenden“ Zustande, wie wir ihn kennen. Der Beluga wird nicht gepreßt, weil er zu wertvoll ist. Man schätzt die jährliche Beluga-Produktion des Kaspiischen Meeres auf 10 000 Pud (zu rund 16 Kilo), die beinahe ganz zur Ausfuhr aus Rußland gelangt. Im Störkaviar aber wird die drei- bis vierfache Menge gewonnen, von der etwa 12—15 000 Pud nach Westeuropa exportiert, das übrige gepreßt werden dürfte. Für beide Sorten wird der Fisch zuerst vorsichtig ausgegenommen. Der Roggen ist in eine Art Hülle, ein Häutchen, gebettet. Zur Befreiung desselben kommt der Roggen auf ein größeres flaches, ziemlich großmaßiges Reßsieb und wird auf diesem mit der Hand leicht in das darunter befindliche Gefäß durchgerieben. Hat man so den reinen Kaviar gewonnen, so erübrigt für den Kaviar „mit rollendem Korn“, nur noch das Salzen. Je nach den Sorten, vor allem aber je nach der Jahreszeit wird der Roggen mehr oder weniger gesalzen — in warmen Monaten ist ein größerer Salzgehalt erforderlich als im kalten. Das Salz muß sorgsam mit dem Roggen vermischt werden, wobei dieser immer flüssiger wird; die Flüssigkeit läßt man auf Pasten ablaufen — es kommt aber ungemein viel darauf an, den rechten Grund des Flüssigwerdens abzuwässern, damit ein gutes rollendes Korn erzielt wird. Hauptfache ist ferner, daß nur bestes reinstes Kochsalz verwendet wird. Alle Zusätze zur Konservierung schädigen die Delikatess und gefährden vielfach die sonst so hervorragende Bekömmlichkeit. Bei dem Preshlaviar wird der Roggen in einer erwärmten Salzlauge vermischt, dann mit Sieben aus der Flüssigkeit herausgehoben, in Pasten gefüllt, gepreßt und in Fässer eingelegt; wobei nicht verschwiegen werden darf, daß er bei größeren Fässern wohl auch von Mähdern mit nackten Füßen zusammengetreten wird.

**Geographisches.**

hd. Delquellen und Schlammvulkane auf Java. (Nachdruck verboten.) Von den großen Delquellen des fernsten Ostens ist wenig bekannt, obwohl in Java, Borneo, Japan und auf den oceanischen Inseln schon Del in großen Mengen gewonnen wurde. Die Petroleumgewinnung auf Java ist in mancher Hinsicht interessant. Nach einem Bericht des Amerikaners H. Bosch tritt das Del hier aus Gaschächten, Sphaliquellen und Schlammvulkanen zu Tage, und zwar größtenteils in den Distrikten von Surabaja, Rembang und Semarang, deren Bedeutung erst in neuerer Zeit erkannt wurde. Der größte Teil des Oils wird in dem östlichen Teil der Insel gewonnen, der den Charakter tertiärer Kalkformation trägt. Im Jahre 1888 gründete ein holländischer Ingenieur Stoop die Vorläufige Petroleum-Company mit einem Kapital von 563 000 M. Es wurden im Surabaja-Distrikt Bohrungen vorgenommen und eine Raffinerie eingerichtet, die mit Erfolg arbeitete; eine zweite Raffinerie folgte acht Jahre später in dem Mora-Distrikt am Solosfluß. Die Bohrungen wurden meistens in den zwischen Berggipfeln liegenden Schlingen des Urwaldes vorgenommen. Es mußte da stets ein Platz von einigen Quadratmetern Umfang durch Befreiung der Bäume und Sträucher für die Errichtung der Bohrstürme freigelegt werden.

Um die Bohrstürme hydraulisch niedertreiben zu können, mußte zunächst an anderen Punkten nach Wasser gebohrt und dieses zur Aufspeicherung in Reservoiren herbeigeleitet werden. Das Del wird durch Rohrleitungen nach der einige Meilen entfernt liegenden Raffinerie gepumpt. Ein Teil der produzierten Oelmengen ist für den lokalen Konsum bestimmt, während der Rest nach der Station der Semarang-Joanna-Strassenbahn-Gesellschaft geleitet wird, um von hier aus in Tankwagen weiter befördert zu werden; dieses Petroleum ist für den Konsum der 25 Millionen Einwohner von Java bestimmt.

Ein interessantes Phänomen bilden die sogenannten Schlammvulkane der Gegend; in Wahrheit handelt es sich aber nicht um eine vulkanische Tätigkeit, sondern um die Wirkung der Gase. Die „Schlammvulkane“ liegen über den Fortsetzungen der Kalksteinschichten der Blora- und Semarang-Distrikte, und zwar nicht direkt auf dieser Schicht, sondern auf dem jüngeren Bett alluvialen Ursprungs. Man erblickt inmitten üppiger Vegetation eine große, kahle Stelle, innerhalb welcher hier und da die Erde plötzlich 15 bis 20 Fuß hoch aufsteigt, um dann mit dumpfem Krach zu versinken; dabei bricht ein Strom von Schlamm und Erde hervor, welche nach allen Seiten geschleudert werden. Es steigen vom Krater Dampf- und Rauchwolken auf, und ein intensiver Petroleumgeruch verrät den Ursprung der Erscheinung. Diese Eruptionen folgen schnell auf einander, in der Regel alle 25 Sekunden bis zwei Minuten. Der in der Kalksteinschicht vorwaltende Gasdruck liefert die Erklärung dieses Phänomens, welches sich wesentlich von der Tätigkeit der Vulkane unterscheidet.

**Aus dem Tierreiche.**

— Die echte Wildkatze scheint in Deutschland noch nicht ausgestorben zu sein. Der „Straßburger Post“ wird aus dem Hartwalde gemeldet: Dem kaiserlichen Jagemeister M. und dem Jagdhüter St. gelang es, zwei starke Wildkatten an zwei nacheinander folgenden Tagen zu erlegen. Die eine der vom erstgenannten Schützen erlegte Katze war ein selten großes Tier; sie wog 17 Pfund und hatte eine Körperlänge von 85, mit Einschluß der Aute eine solche von 115 Centimeter, nebst einem Brustumfang von 45 Centimeter. Es war ein Prachttier. In der Jägerwelt ist es wohl allgemein bekannt, daß die Wildkatze ein der Jagd sehr schädliches Raubtier ist; sie ist viel schlimmer als ihr roter Kumpan — Meinde. Während der Fuchs hauptsächlich in der Zeit auf Staub ausgeht, in der er seine Jungen aufziehen muß, und dann der Niederjagd allerdings sehr schadet, ist die Wildkatze fortwährend unerfährlich im Rauben, und hat dabei den Vorteil, daß sie ihre Raubzüge durch Klettern auf Bäume noch ausdehnen kann, wenn ihr die Jagd auf der Erde nicht genügt. Außerdem kann sie auch noch in anderer Beziehung gefährlich sein. Wenn sie z. B. beim Verfolgen in die Enge getrieben wird und etwa eine Höhle nicht mehr erreichen kann und ihre Zuflucht dann auf einen Baum nehmen muß, ist es vorgekommen, daß sie von diesem aus unversehrt ihren Verfolger annimmt, besonders wenn sie angeschossen ist. Gewöhnlich ist diesen Tieren schwer beizukommen, ohne einen idarfen Hund höchst selten. Sie wissen sich in allen möglichen Schlupfwinkeln zu verbergen. Dazu gehören vor allem Fuchs- und Dachsbäume und jede andre ihnen gutdinkende Höhle, und schließlich gehen sie auch auf große Bäume mit starken Ästen. Hier im Hartwalde sind es alte Eichen mit recht dicken Ästen, auf denen sie sich lang drücken und dadurch, wie besonders noch durch ihre graue Farbe, die der alten Eichenrinde sehr ähnlich ist, fast unsichtbar machen können.

**Humoristisches.**

— Vorfrage. Gnädige (zum Zimmermädchen): „Schnell zum Doktor, Marie, mein Mann hat die Sprache verloren!“  
Zimmermädchen: „Welche denn?“ Er spricht ja fünf!“  
— Schadenfreude. Bauer (zum Vater, der ihm bei einer Kauferei zwei Zähne eingeschlagen): „Schau, das hast jetzt davon, daß Du mir zwei Zähne eingeschlagen hast, die zwei hätte ich mir morgen bei Dir reißen lassen.“  
(„Lustige Wälder“.)

**Notizen.**

— Im Elberfelder Stadt-Theater fand M. Loebels Bühnenwerk „Krieg“ lebhaften Beifall.  
— „Swatowits Ende“, eine einaktige Oper von Alfred Stelzner, erzielte bei der Erstaufführung im Kasseler Hoftheater nur einen Achtungserfolg.  
— In Weimar wurde dieser Tage im Beisein von vierzig Künstlern ein „Deutscher Künstlerbund“ gegründet. Die neue Kunstgenossenschaft stellt sich die Aufgabe, eine neue große Galerie zu gründen, welche das beste der zeitgenössischen Kunst in sich aufnehmen soll. Ferner will der Bund Werkstätten einrichten, in denen jungen Künstlern eine rationelle Ausbildung ihres Talentes zu teil werden soll. Anwesend waren, außer Mitgliedern der verschiedenen Seessionen, der Münchener „Scholle“ und der „Phalanx“, Arthur Kampf, Professor Dr. Teu, Professor Lichtwardt u. a.  
— Preise von 6000, 4000 und 2500 Kronen schreibt das Gothenburger Stadtverordneten-Kollegium für einen neuen Hasenbauplan der Stadt Gothenburg aus. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. Oktober 1904.